

Parallele Welten

Eignungstest Literaturwissenschaft

Das Phänomen Literatur

Module der Wissenschaftlichkeit

Kapitel 1

Das A und O: Was Literatur ist und was Wissenschaft kann

Wenn Sie sich für das Fach Literaturwissenschaft interessieren, sollten Sie einige Voraussetzungen erfüllen. Die (vermeintliche) Beherrschung der deutschen Sprache reicht nicht aus. Auch ein hoher Intelligenzquotient oder eine hervorragende Abiturnote garantieren Ihnen nicht, dass Sie diesem Studium gewachsen sind und dass es Sie mit Freude und Genugtuung erfüllen wird. Noch mehr als in anderen Fächern sind hier Ihre Soft Skills und Ihre Persönlichkeit gefragt. Und Sie sollten Spaß am Diskutieren und Experimentieren haben: »Probieren geht über Studieren!«

Merkwürdige Parallelwelten

Literarische Texte können befremden und irritieren. Manchmal gehen sie einem sogar tierisch auf den Geist: So stellt sich uns zum Beispiel in einem Gedicht von **Christian Morgenstern** ein kurioses *Nasobēm* in den Weg; in den *Lebens-Ansichten des Katers Murr* von **E. T. A. Hoffmann** philosophiert doch allen Ernstes ein Stubentiger über die Kunst und das Leben; und in **Johann Wolfgang Goethes** *Faust* verwandelt sich der diabolische Mephistopheles kurzerhand in einen anhänglichen Pudel. Teufel aber auch! Aber gerade das Merkwürdige in literarischen Texten verweist oftmals genau auf das, was Sie sich am besten merken sollten – oder mit Goethes Worten: auf »des Pudels Kern«.

Egal wo und wie intensiv, wie lange, warum und wozu Sie Literaturwissenschaft studieren wollen, es sollte Sie – und das ist vielleicht die wichtigste Grundvoraussetzung – auf keinen Fall stören, dass in Texten solche seltsamen Dinge passieren. So etwas Merkwürdiges kann Ihnen in der Literatur – nicht nur in Gestalt von Tieren – jederzeit begegnen und Sie sollten es nicht nur zulassen, sondern Freude daran haben, es interessant finden und als Herausforderung begreifen. Literatur ist einfach »anders«.



Von innen wie von außen betrachtet ist Literatur anders als das »Normale«. Sie ist im besten Sinne des Wortes »verrückt«, weil sie nichts an genau dem Platz stehen lässt, an dem es eigentlich steht. Für viele Schreiber und Leser ist sie wie ein paralleles Universum: ein Experimentierfeld der Gedanken und Pläne, aber auch der Träume, Wünsche und Möglichkeiten. Die Literaturwissenschaft ergründet, warum das so ist, wie das funktioniert und welche Beziehungen dieses parallele Universum zur realen Welt hat.

Was ein Literaturwissenschaftler braucht

Achtung: Hier kommt eine Gewissensprüfung auf Sie zu! Bevor Sie sich für das Fach Literaturwissenschaft entscheiden, müssen Sie sich mit den folgenden Fragen auseinandersetzen:

- ✓ Lesen Sie wirklich gerne und häufig? – Dann sind Sie hier richtig! Im Idealfall können Sie später mal mit einem Buch auf dem Sofa liegen und allen Störenfriedern sagen: »Ruhe bitte! Ich arbeite!«
- ✓ Wollen Sie Texte intensiv lesen und auseinanderlegen und sich verständlich darüber mitteilen? – Umso besser! Neugier, analytischer Ehrgeiz und Kommunikationsbereitschaft sind beste Voraussetzungen.
- ✓ Ist die menschliche Sprache für Sie mehr als ein praktisches Verständigungsmittel? – Prima! Sprachbegabung, Fremdsprachenkenntnisse und Aufgeschlossenheit für das Spiel mit der Sprache werden Ihnen weiterhelfen.
- ✓ Sind Sie nicht nur von den Inhalten und Themen der Bücher fasziniert, sondern auch von der Vielfalt der Darbietungsweisen? – Hervorragend! Die spannendsten Geschichten, die schillerndsten Figuren, die interessantesten Ideen, die ausschweifendsten Fantasien und flammendsten Gefühle sind untrennbar mit ihrer Gestaltung verbunden.
- ✓ Interessieren Sie sich für das Menschliche, Zwischenmenschliche und sogar für das »Allzumenschliche« (Friedrich Nietzsche)? – Schön! Nicht umsonst ist die Literaturwissenschaft im englischen Sprachraum ein Teil der »Humanities« (Humanwissenschaften): Sie fragt danach, was den Menschen denn eigentlich ausmacht, wie er sich entwickelt hat, worin er sich vom Tier zu unterscheiden glaubt und wodurch er überhaupt seine Existenz begründet.
- ✓ Interessieren Sie sich für historische Entwicklungen und Zusammenhänge? – Perfekt! Neben der Literaturgeschichte mit all ihren Epochen, Formen und Ideen werden Sie es auch mit dem ganzen geschichtlichen Drumherum zu tun haben, das heißt mit der Zeit-, Sozial-, Geistes-, Ideen-, Kunst- und Kulturgeschichte.
- ✓ Haben Sie vielleicht auch noch eine Schwäche für andere Künste wie Musik, Film, Malerei oder Fotografie? Beschäftigt Sie das Phänomen Kultur ganz allgemein? – Großartig! Wahrscheinlich werden Sie sich in diesem Fach wohlfühlen.
- ✓ Haben Sie gerne Kontakt mit mehr als einem anderen Menschen? – Das wird die Sache sehr erleichtern! Viele Berufe, für die Sie sich mit einem Studium der Literaturwissenschaft qualifizieren können, sind soziale Berufe. Egal an welchen Bildungseinrichtungen: Menschenfeindliche Lehrer sind eine Horrorgeschichte!

Natürlich kommt es immer auf einen Versuch an und ein schlauer Lieblingssatz des Autors Bertolt Brecht lautet: »Der Pudding beweist sich beim Essen.« Was zählt, ist die Praxis. Wer aber nachweislich wasserscheu ist, wird kaum ein guter Bademeister werden. Sollten Ihnen alle diese Grundvoraussetzungen fehlen, wird es schwierig und Sie laufen Gefahr, sich und andere unglücklich zu machen. Sind es nur einzelne Punkte, zu denen Sie noch nicht bedingungslos Ja sagen können, dann rasch an die Arbeit: Holen Sie nach, was die anderen vielleicht schon mitbringen.



Der Schlüssel zu einem erfolgreichen und beglückenden Studium der Literaturwissenschaft ist ausdauerndes und leidenschaftliches Lesen. Wichtig ist, dass Sie Ihre Lesearbeit zeitlich und inhaltlich gut organisieren. Am besten, Sie legen tägliche Zeiträume fest, in denen Sie nichts anderes tun als lesen. Diese Fenster können in der vorlesungsfreien Zeit größer sein als während des Semesters. Bei der Auswahl der Texte sollten Sie sich an der Leseliste Ihrer Universität orientieren. Es bietet sich an, systematisch nach Epochen oder nach Gattungen vorzugehen. Auch kommentierte Publikationen wie *Die Leseliste* (Reclam Verlag) oder Wulf Segebrechts *Was sollen Germanisten lesen?* geben gute Anregungen. Ein Minimalprogramm finden Sie im Top-Ten-Teil dieses Buches.

Mehr als nur eine Disziplin

»Literaturwissenschaft« ist als Begriff zwar nicht ganz so vertrackt wie »Literatur«, aber auch hier gibt es ganz unterschiedliche Facetten. Schon aus den gerade gestellten Gewissensfragen geht hervor, was Literaturwissenschaft alles ist:

- ✓ eine Text- und Medienwissenschaft
- ✓ eine Kunstwissenschaft
- ✓ eine Geisteswissenschaft
- ✓ eine Geschichtswissenschaft
- ✓ eine Kulturwissenschaft
- ✓ eine Wissenschaft vom Menschen

Auch wenn Sie in den Leistungsschauen und Lernwettbewerben vielleicht nicht ganz so gut abgeschnitten haben, kann die Literaturwissenschaft das Richtige für Sie sein. Schließlich ist der Mensch auch noch nach dem Abitur ein lernfähiges Wesen, und wer weiß, vielleicht verfügen Sie ja über eine Spezialbegabung, die ganz woanders liegt als in der Mathematik oder Biologie.

Ein Fach für Lehrer und Freigeister

Die meisten ergreifen dieses Studium, weil sie Deutschlehrer werden wollen oder eine andere Beschäftigung anpeilen, die direkt oder indirekt etwas mit Sprache, Literatur und Kultur zu tun hat. Für die spätere Tätigkeit in einer Schule können Sie je nach Bundesland einen

speziellen Lehramts- oder Bachelor-/Masterstudiengang (Bachelor/Master of Education) wählen. Da für Gymnasiallehrer andere Erfordernisse gelten als für Grund- oder Gesamtschullehrer, wird die Neuere deutsche Literaturwissenschaft dann entweder eine tragende Säule oder nur ein Baustein eines modularisierten Studiums sein, dessen Teile Sie sich mit gewissen verpflichtenden Vorgaben oftmals recht frei zusammenstellen können.



Der Abschluss Bachelor of Arts (B.A.) ist der Standardabschluss für diejenigen, die nicht am Lehramt interessiert sind. Er kann durch den Masterabschluss (M.A.) gesteigert und spezialisiert werden. Die Möglichkeiten, in den Medien, Verlagen, Bildungs- und Kultureinrichtungen unterzukommen, sind vielfältig, aber immer an geeignete Fachkombinationen, frühzeitige und zahlreiche Praktika und Zusatzqualifikationen gekoppelt. Besonders für hoch qualifizierte Absolventen gibt es Quereinstiegsmöglichkeiten, zum Beispiel in der IT-Branche oder im Consulting. Aber machen Sie sich nichts vor: Die Stellenaussichten und Karrieremöglichkeiten eines »reinen« Literaturwissenschaftlers halten sich in engen Grenzen.

An den meisten Universitäten ist das Fach Neuere deutsche Literaturwissenschaft (NDL, LitWi) als Teil des Faches Germanistik (oder auch nur »Deutsch«) mit der Deutschen Sprachwissenschaft (SprWi, Linguistik) und der Älteren deutschen Literaturwissenschaft (Sprache und Literatur des Mittelalters, ÄDL, Mediävistik) verbunden. Wenn Sie eines dieser drei Gebiete zu Ihrem Studienschwerpunkt (manchmal »Hauptfach« genannt) machen, müssen Sie meistens auch Grundkenntnisse in den anderen beiden Bereichen erwerben, die dann zu »Nebenfächern« werden. Im Idealfall entstehen nützliche Synergieeffekte, das heißt, die drei Bereiche fördern sich gegenseitig: Bei der Analyse von literarischen Texten ist es hilfreich, wenn man die Gesetzmäßigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der deutschen Sprache gut kennt. Und viele literarische Themen und Formen reichen bis in das Mittelalter zurück, das die Startrampe unserer kulturellen Entwicklung war.

Abläufe des literaturwissenschaftlichen Studiums

Was tut man alles in einem Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft? Nun, in Ansätzen haben Sie das ja jetzt schon gesehen: Man liest, denkt, spricht und schreibt. In erster Linie liest man ziemlich viele Texte von ganz verschiedenen Autoren aus ganz unterschiedlichen Zeiten. Man versucht, diese Texte in sich und in ihren Zusammenhängen zu verstehen, indem man sie untersucht, beschreibt und in die Literaturgeschichte einordnet. Welche Texte das hauptsächlich sein werden, geben die Leselisten und Studienpläne vor.

Am Anfang des Studiums werden Sie im Regelfall mit allen drei großen Gattungen (Drama, Epik, Lyrik) vertraut gemacht und erhalten einen Überblick über einige Jahrhunderte oder einzelne Epochen der Literaturgeschichte. Später spezialisieren Sie sich dann auf eine oder zwei Großgattungen, einige Untergattungen und ein oder zwei Jahrhunderte, in denen Sie sich besser auskennen als in den anderen. Das modularisierte Pflichtprogramm reicht für einen erfolgreichen Studienabschluss aber oft nicht aus: Ein großer Teil des Studiums wird Ihnen selbst überlassen. Man erwartet, dass Sie freiwillig zusätzliche Kurse besuchen und die Anregungen der Übungen, Seminare und Vorlesungen dann auch selbstständig weiterführen, in den Bibliotheken oder zu Hause am Schreibtisch.



Informieren Sie sich frühzeitig über die Prüfungsbedingungen Ihres Studiengangs! Dann können Sie schon in den ersten Semestern eine Vorentscheidung über Ihre Gattungs- und Epochenschwerpunkte treffen. Wer seine Kurswahl und sein Lektürepensum auf eine Spezialisierung (zum Beispiel auf zwei Jahrhunderte) ausrichtet, ist im Vorteil.

Je nach Studiengang und Studienverlaufsplan wird von Ihnen verlangt, bestimmte Veranstaltungen zu besuchen und die dazugehörigen Studienleistungen zu erbringen: Sie lauschen Vorlesungen, besuchen Übungen, Workshops, Tutorien und Seminare, erledigen schriftliche Hausaufgaben, schreiben Multiple-Choice- oder auch andere Klausuren, fertigen Protokolle und Portfolios an, halten Referate und verfassen Seminararbeiten. Digitale Formate zur Sicherung und Vertiefung des Erlernten kommen hinzu und auch ein Tele-Teaching mit Breakout-Rooms und Whiteboard kann Ihnen blühen.

Der krönende Abschluss ist entweder eine Bachelor- und dann eine Masterarbeit oder – in manchen Bundesländern – eine Zulassungsarbeit zum Staatsexamen, in dem dann auch noch schriftliche Prüfungen zu bewältigen sind. Ein ganz kleiner Prozentsatz der Studierenden hat danach noch immer nicht genug und macht sich auch noch an eine Doktorarbeit. Doch lassen Sie sich das von jemandem sagen, der den passenden Nachnamen hat: Das muss man wirklich wollen! Die Arbeit an einer Dissertation verschlingt in den Geisteswissenschaften mehrere Jahre Lebenszeit und danach hat man zwar (hoffentlich) eine 1-a-Qualifikation, aber noch immer keine feste Beschäftigungsaussicht.

Achtsamkeit und fröhliche Wissenschaft

Eine geradezu liebevolle und poetische Definition des Begriffs »Philologie« – ein Synonym für Literatur- und Sprachwissenschaft, das wörtlich übersetzt »Liebe zum Wort« bedeutet – verdanken wir dem Philosophen und Schriftsteller **Friedrich Nietzsche**. In der Vorrede zu seiner Schrift *Morgenröthe* (1887) können Sie erfahren, was Achtsamkeit und Entschleunigung im Zusammenhang mit Texten bedeuten (übrigens heißt das italienische »lento« so viel wie »langsam«):

*Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -Kennischaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit ist sie aber heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der »Arbeit«, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit Allem gleich »fertig werden« will, auch mit jedem alten und neuen Buche: – sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt **gut** lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen ... (Friedrich Nietzsche: *Morgenröthe*. Neue Ausgabe. Leipzig 1887, Vorrede, S. XI)*

Schon fast feierlich, dieses Berufsverständnis. Im Idealfall herrscht bei den Philologen aber nicht nur der heilige Ernst, sondern es bleibt auch Platz für Spaß, Freude, Frohsinn, Humor und Sprachwitz. Ganz im Sinne Nietzsches, denn nicht umsonst verfasste er auch eine Schrift mit dem schönen Titel *Die fröhliche Wissenschaft*.

Von blauen Pferden und menschlichem Ungeziefer

»Aber Pferde sind doch gar nicht blau!« – »Ich male ja auch keine Pferde, sondern Bilder!« Dieser Dialog soll sich einst zwischen einer Ausstellungsbesucherin und dem Maler Franz Marc zugetragen haben. Seine *Blauen Pferde* zählen zu den Meisterwerken des Expressionismus, einer modernen Stilrichtung, die am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur in der Malerei, sondern auch in Literatur und Film für Aufsehen sorgte. Mit seiner Antwort unterstrich der Maler die Freiheit seiner Kunst, die für ihn viel mehr war als nur eine Abspiegelung von Wirklichkeit.

Auch bei Literatur haben Sie es mit einer Kunst zu tun und diese Kunst hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten, genau wie Malerei, Musik oder Film. Vergessen Sie niemals diesen Kunstfaktor und versetzen Sie sich immer wieder mal in die Rolle eines Ausstellungs- oder Konzertbesuchers – das ist auch im Umgang mit Literatur die richtige Grundhaltung. Manchmal wird es Ihnen dann beim Lesen vielleicht genauso gehen wie der Ausstellungsbesucherin und Sie möchten angesichts der *Verwandlung* vielleicht empört ausrufen: »Aber Herr Kafka, ein Mensch kann doch gar nicht plötzlich morgens als ungeheures Ungeziefer aufwachen!« Wenn er Ihnen antworten könnte, würde Ihnen der Schriftsteller wahrscheinlich etwas Ähnliches entgegnen wie damals der Maler.

Definitionsversuche: Was Literatur alles sein kann

»Was ist Literatur?«, diese Frage berührt etwas nicht so leicht Fassbares. Entsprechend weit gehen die Meinungen auseinander. Eine zufriedenstellende Antwort zu finden ist da in etwa genauso schwer wie bei der Frage »Was ist Liebe?«. Unzählige Arien, Songs und Chansons kreisen um diese uralte Frage und geben ganz unterschiedliche Antworten: »Die Liebe ist ein rebellischer Vogel«, hieß es einst in der Oper *Carmen* (1875), »Die Liebe ist eine Himmelsmacht«, behauptete die Operette *Der Zigeunerbaron* (1885), und die Schlagersängerin Connie Francis fand: »Die Liebe ist ein seltsames Spiel«. Eine poetische Antwort liefert schon die *Bibel*: »Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand. Die Liebe hört niemals auf.« (1 Korinther 13). Ist Ihnen aufgefallen, dass sich das Wort Liebe hier fast überall problemlos durch »Literatur« oder »Kunst« ersetzen lässt?

Die Frage »Was ist Kunst?« zielt in gleichem Maße auf das Schaffen wie auf das, was daraus entsteht. In Goethes *Faust* heißt es: »Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben.« Eine absurde Redewendung besagt: »Kunst kommt von Können, wenn man es aber kann, ist es keine Kunst mehr.« Und gibt es Zweifel am Kunstwert, dann hört man den abfälligen und etwas dämlichen Spruch: »Wenn Kunst von Wollen käme, würde man Wunst dazu sagen.« Joseph

Beuys formulierte als einer der umstrittensten, aber auch angesehensten deutschen Künstler des 20. Jahrhunderts die menschenfreundliche Devise »Jeder Mensch ist ein Künstler« und stellte die Gleichung auf: »Kunst = Mensch = Kreativität = Freiheit«.

Literatur mit und ohne Buchstaben

»Literatur ist alles, was geschrieben ist.« Das ist eine noch sehr weit gefasste, aber schon ganz brauchbare Eingrenzung, die vom lateinischen Ursprung des Fremdworts Literatur ausgeht: littera, zu Deutsch: Buchstabe. Man kann hier allerdings den Einwand äußern, dass es doch auch Literatur gibt, die nicht schriftlich fixiert ist. Hörspiele und digitale Hörbücher sind natürlich auf irgendwelchen Speichermedien »geschrieben«, aber manche Beiträge von Poetry-Slams oder das Improvisationstheater können durchaus auch ganz ohne Schriftlichkeit (Literalität) funktionieren. Und für die Anekdoten und Witze, die wir uns manchmal so erzählen, gibt es auch nicht immer eine schriftliche Entsprechung. Und das ist kein Witz!

Das Phänomen gab es schon immer: Im Mittelalter, als das Schreiben noch einen viel größeren Aufwand mit sich brachte als heute, aber auch danach, in den mündlich überlieferten Sagen, Märchen, Balladen und Volksliedern, besaß die Literatur immer auch den Faktor der Mündlichkeit (Oralität). Man kann aber natürlich auch mal ganz vom Schriftlichen und Mündlichen abrücken und die Hersteller und Empfänger von literarischen Texten den Ausschlag geben lassen. Dann ist Literatur all das, was nach dem Willen der einen oder der anderen Seite Literatur sein soll, das heißt: Alles, was als Literatur beabsichtigt ist oder was als solche aufgefasst wird, ist Literatur. So wirklich zufriedenstellen wird Sie das aber sicherlich genauso wenig wie mich.



Die Sonderstellung des Dichters und seiner Texte im menschlichen Zusammenleben brachte der italienische Autor und Zeichner **Leo Lionni** in seinem Kinderbuch *Frederick* ganz fabelhaft und sehr poetisch auf den Punkt. Es handelt von einer Feldmausfamilie, die im Herbst eifrig Vorräte für den Winter sammelt. Nur die Maus Frederick sitzt die ganze Zeit scheinbar untätig auf einem Stein. Als man ihn fragt, warum er nicht mit anpackt, entgegnet er, dass er doch auch sammle, nur eben etwas anderes: »Ich sammle Farben, denn der Winter ist grau.« Außerdem sammelt er auch Sonnenstrahlen und Wörter. Als der Winter kommt und sich die Mäusefamilie in ihrer Höhle langweilt, hat Frederick seinen großen Auftritt und bezaubert alle mit seinen gesammelten Farben, Sonnenstrahlen und Wörtern.

Sechs entscheidende Kriterien für Literatur

Besonders in der Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis heute wurden tiefsinnige Diskussionen darüber geführt, was Literatur überhaupt ist, was sie sein kann und wie und warum das alles so ist. Aus den Überlegungen und Debatten der Theoretiker lassen sich ein paar zuverlässige Bemessungskriterien herauschälen. Sie können Ihnen in Zukunft als Maßstab dienen, wenn es bei einem Text um die Frage geht: »Inwiefern ist das Literatur?«

Die ersten drei dieser Kriterien betreffen die typischen Eigenschaften, das Innenleben und die Selbstbestimmung der Literatur; und dann gibt es noch drei weitere Kennzeichen, bei denen die Kontexte, also das Drumherum, die Fremdbestimmung und die Wirkung entscheidend sind. Sie alle zusammen umreißen die Literarizität eines Textes, das heißt seinen literarischen Charakter.

Fiktion: Not macht erfinderisch

Jeder kennt »Science-Fiction«. Aber auch dann, wenn Literatur mal nichts mit der Zukunft und den unendlichen Weiten des Weltraums zu tun hat, ist Fiktion – das erste Kriterium der Literarizität – eine Eigenschaft, die wir sehr an ihr schätzen. Fiktion bedeutet Erfindung und sorgt unter anderem dafür, dass wir literarische Texte dann doch nicht so ernst nehmen wie einen Steuerbescheid. Das Erfinden kann ganz unterschiedliche Ausmaße annehmen und neben der grundsätzlichen Fiktionalität entstehen auf der Ebene des Dargestellten verschiedene Grade von Fiktivität. Die Welt von Harry Potter enthält mehr Erfundenes als die des Franz Biberkopf in Döblins *Berlin Alexanderplatz*.

Damit keine Missverständnisse aufkommen, besitzen literarische Texte meist unübersehbare Fiktionssignale, die dem Leser sagen, wo's langgeht: »Achtung! Ich bin ein Roman! Wir sind im Bereich der Fantasie! Hier herrschen andere – nämlich fiktionale – Gesetze!« Fiktionalität ist eine Ureigenschaft von Literatur, eine Art Grundgesetz, nach dem ein Text funktioniert und verstanden werden will. Der fiktionale Anspruch eines Textes ist eine Anforderung: »Mich müssen Sie, bitte, anders lesen als einen nichtfiktionalen Text!«

»Diese willentliche Außerkraftsetzung der Ungläubigkeit«

Mit dieser Formel – auf Englisch: »that willing suspension of disbelief« – erfasste der englische Dichter **Samuel Coleridge** sehr schön, was passiert, wenn wir uns auf die Fiktionalität eines Textes einlassen und das Spiel des literarischen »Fakes« genussvoll mitspielen. Damit wir das tun können, brauchen wir Fiktionssignale, die uns deutlich machen, womit wir es zu tun haben. Besonders deutliche Fiktionssignale sind Gattungsbezeichnungen wie Roman oder bürgerliches Trauerspiel, die sich als Ergänzung des Titels auf dem Buchcover oder Titelblatt finden. Auch eindeutig fiktive übernatürliche Gestalten (wie Zauberer oder sprechende Tiere) und Ereignisse (wie fliegende Autos oder singende Pflanzen) sind untrügliche Zeichen. Wenn Verben des inneren Sprechens und Wahrnehmens (*verba cogitandi*) in der dritten Person angewendet werden – zum Beispiel in den Sätzen »Da dachte sie, sie sei im falschen Film« oder »Es war ihm, als ob ihn die ganze Welt verlassen hätte« – kann es sich nur um etwas Erfundenes handeln, das einen fiktionalen Anspruch markiert. Schließlich kann niemand wissen, was im Inneren eines anderen Menschen gerade vorgeht.

Ein weiterer Hinweis auf Fiktionalität ist die veränderte Funktion der Tempusformen. Im Unterschied zum historischen kann das epische Präteritum dafür sorgen, dass etwas Vergangenes als sehr gegenwärtig wahrgenommen wird: »Da sah er plötzlich, dass

jemand hinter ihm stand.« Manche Romane beziehen ihren »Live«-Faktor aber auch daraus, dass sie im Präsens erzählt sind. Und selbst komplett unlogische Zeitbeziehungen sind in fiktionalen Texten akzeptabel: »Morgen war Weihnachten«, lautet ein Satz, über den in der Erzähltheorie viel diskutiert wurde. Bestimmte Erzählformeln (wie »Es war einmal ...«) und Konventionen (wie die Kapiteleinteilung oder das Wort »Ende« als Abschluss eines Romans) können genauso als Fiktionssignal aufgefasst werden wie die Veröffentlichung eines Textes in besonderen Verlagen oder Buchreihen, die bekanntermaßen für fiktionale Literatur zuständig sind. In die fiktionale Richtung weisen auch literarische Grundeigenschaften wie Selbstbezogenheit, Formverfremdung und nicht-pragmatischer Sprachgebrauch.

Demgegenüber besitzen nichtfiktionale Texte einen faktualen Anspruch. Das Eigenschaftswort »faktual« leitet sich von Fakten ab und bezeichnet einen mit der Wirklichkeit verbundenen Gültigkeits-, Überprüfungs- und Wahrheitsanspruch. Während fiktionale Texte nur noch lose an die Wirklichkeit gekoppelt sind und ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickeln, stellen faktuale Texte eine verbindliche, ganz direkte Beziehung zur »nackten« Realität her. Ein Zeitungsartikel über einen Verkehrsunfall etwa hat einen faktualen Anspruch, genauso wie eine Gebrauchsanleitung für den neuen Staubsauger, das Kochrezept für ein indisches Curry, der Einkaufszettel oder der Busfahrplan der Linie 10.

»Ja, gibt's denn so was?«

Fiktionalität ist eine grundsätzliche literarische Gesetzmäßigkeit, die allen Romanen, Erzählungen, Tragödien, Komödien, Liedern und Balladen gemeinsam ist. Nach meiner Erfahrung und Überzeugung gilt das grundsätzlich auch für Gedichte, aber (nicht nur) darüber streiten die Fachgelehrten. All diese Texte wollen und müssen anders gelesen werden als die Zeitung. Anders als eine Gebrauchsanleitung. Und anders als ein Kochrezept. Wenn Sie sich nach der Lektüre von **Thomas Manns** *Der Tod in Venedig* darüber beschweren, dass das darin geschilderte Venedig der realen Stadt nicht entspricht, haben Sie Pech gehabt. Sie können das Buch nicht zurückgeben, denn diese Novelle hat ja niemals behauptet, die Wirklichkeit von Venedig zu dokumentieren. Wenn aber Ihr neuester Venedig-Reiseführer falsche Preise und Adressen angibt oder Routen, die man dort gar nicht laufen kann, weil dummerweise das Wasser dazwischenliegt, dürfen Sie guten Gewissens reklamieren und sagen: Der faktuale Anspruch ist hier nicht eingelöst!



Für die Inhaltsseite von Texten sollten Sie die Begriffe »fiktional« und »faktual« nicht verwenden, denn sie markieren lediglich einen Anspruch und geben somit an, wie sich ein Text grundsätzlich versteht und gelesen werden will. Für alle Figuren, Räume, Zeiten, Handlungen und Ideen innerhalb der Texte wird stattdessen das Begriffspaar »fiktiv« und »real« gebraucht. In einem fiktionalen Text gibt es meist fiktive (das heißt: erfundene) Figuren und Handlungen. Gleichzeitig können aber auch reale (das heißt: wirkliche) Orte und Gestalten darin vorkommen und es ergibt sich ein interessantes Mischverhältnis, was aber nichts an dem insgesamt fiktionalen Grundprinzip ändert. Im Rahmen eines faktualen Anspruchs bekommt das Fiktive einen negativen Wert: Es wird zur versehentlichen Falschaussage oder gar zur unverschämten Lüge.

Dichtungen und Wahrheiten

Ganz anders liegen die Dinge bei einer Autobiografie. Der Schriftsteller **Jean Paul** nannte sie auf gut Deutsch *Selberlebensbeschreibung*. Bei autobiografischer Literatur, zu der man auch Briefe und Tagebücher zählt, besteht der Anspruch darin, dass ein Mensch nach bestem Wissen und Gewissen etwas Wahres über sein Leben festhält. Bei manchen Schriftstellern sind das sehr anspruchsvoll gestaltete Texte mit unverkennbarem Kunstfaktor, man denke an **Goethes** *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* oder an **Kafkas** *Brief an den Vater*. Hier vermischt sich ein faktualer Grundanspruch mit einer fiktionalen Tendenz, die vor allem aus der kunstvollen Gestaltung entspringt. Und natürlich können Menschen, die ihr Leben Revue passieren lassen, sich nicht mehr an alles so ganz genau erinnern oder wollen ihr Leben manchmal auch anders darstellen, als es wirklich war. Dabei schaffen sie – bewusst oder unbewusst – ganz persönliche »Fake News«. Wenn sich Autoren absichtlich in die Sphäre ihrer fiktionalen Texte hineinbeamen, entsteht die reizvolle Mischform der Autofiktion.

Die Katze jagt ihren eigenen Schwanz

Das zweite Kriterium zur Bestimmung von Literatur ist ihre Selbstbezogenheit (Selbstreferenzialität). Sie entsteht bereits durch eine besondere Sprachverwendung: Die literarische Sprache ist nicht direkt auf die Wirklichkeit ausgerichtet und ist nicht so zweckorientiert (pragmatisch) wie zum Beispiel in einem Kochrezept. Wenn ein literarischer Text über Blumen, Liebe und Frühling auf keine konkrete Wirklichkeit ausgerichtet ist, sondern in erster Linie interessant und schön sein will, worauf verweist er dann? Worauf kann ein experimenteller Roman wie **Goethes** *Die Wahlverwandtschaften* (1809) oder ein wild wucherndes Theaterstück wie *Faust II* (1832) ausgerichtet sein, wenn nicht auf eine greifbare Wirklichkeit? Na klar: auf sich selbst! Und natürlich verweisen diese Texte darauf, dass sie Kunstformen mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen sind.

Mehr als eitle Selbstbespiegelung

Neben dieser grundsätzlichen, mit dem Faktor Kunst zusammenhängenden Selbstbezogenheit ist es aber auch im inhaltlichen und thematischen Bereich eine Grundeigenschaft der Literatur, dass sie sich nicht nur mit Themen wie Liebe, Natur und Tod beschäftigt, sondern sehr gerne auch mit sich selbst. Das tut sie im engeren und im weiteren Sinne, das eine Mal ganz unvermittelt und offensichtlich, wenn zum Beispiel vom Schreiben oder Lesen die Rede ist, das andere Mal eher indirekt und nur für Fachleute zu erkennen.



Wenn es in **Friedrich Hölderlins** Gedicht *Hälfte des Lebens* (1803) heißt: »Die Mauern stehen sprachlos und kalt«, dann ist das ganz direkt selbstreferenziell, weil Sprache ein Urelement der Literatur ist, das mit dem Wort »sprachlos« thematisiert wird. Und wenn im selben Gedicht der Schwan – ein altes Sinnbild für den Schriftsteller – auf- beziehungsweise eintaucht, dann ist das ein indirekter Fall von Selbstreferenzialität, weil diese bildhafte Bedeutung nur für Insider erkennbar ist. Das abstrahierende grundsätzliche Nachdenken über etwas kann man auch mit dem Begriff »Metaebene« bezeichnen. Auf einer Metaebene denkt Hölderlins Text also abstrahiert über Probleme der Literatur und des Schriftstellers nach.

Selbstreferenzialität ist eine eitle, aber wahrscheinlich auch notwendige Form der Selbstbespiegelung und wirkt manchmal, wenn sie sich verselbstständigt, fast wie Selbstbefriedigung. Ich vergleiche das gerne mit einer Katze, die versucht, ihren eigenen Schwanz zu fangen und sich dabei wild im Kreis dreht. Von außen betrachtet wirkt das eher merkwürdig, aber die Katze betreibt dieses Spiel mit heiligem Ernst und sportlichem Ehrgeiz, und wenn es auch sinnfrei erscheint, so ist Bewegung doch sicherlich gesund.

In ihrer Selbstfixiertheit denkt Literatur über sich nach und wird sich ihrer selbst bewusst. Sie spricht über sich selbst, bringt ihre Reize, Möglichkeiten, Grenzen und Probleme ins Spiel. Selbstreferenzialität ist zum Beispiel vorhanden, wenn Begriffe wie »schreiben«, »Feder«, »Tinte«, »Blatt« oder »Papier« in einem Text auftauchen, oder wenn vom »Sammeln« und »Entziffern« die Rede ist. Auch wenn ein wissenschaftlicher Fachbegriff wie »Metapher« oder »Fabel« fällt, wenn ein Roman über das Phänomen der Spannung nachdenkt, wenn ein Liebesgedicht behauptet: »Liebe ist wie Poesie!«, oder ein Theaterstück feststellt: »Was für ein Theater!«, dann ist das selbstreferenziell.

Von Text zu Text, von Kunst zu Kunst

Selbstreferenzialität muss nicht zwingend über den Text hinausweisen, sie ist aber immer auch dann gegeben, wenn die Phänomene Intertextualität oder Intermedialität auftreten. Der Begriff »Intertextualität« (manchmal auch »Intramedialität« genannt, weil sich hier alles innerhalb des gleichen Mediensystems abspielt) bezeichnet die Beziehungen eines Texts zu anderen – realen oder erfundenen – Texten, zum Beispiel durch wörtliches oder sinngemäßes Zitat, Anspielung oder Parodie.

Auch bei der Intermedialität geht es um Beziehungen, aber nicht zu anderen Texten, sondern zu anderen Medien und Kunstformen wie Musik, Malerei oder Tanz. Wenn die Fiktionalität zum Thema eines fiktionalen Textes wird, wobei dann häufig die Grenzen zwischen Fiktion und Nichtfiktion (»Non-Fiction«) sowie zwischen dem Fiktiven und dem Realen verwischt werden, spricht man von Metafiktionalität. Wenn nun diese – im engeren oder weiteren Sinn – selbstbezogenen Phänomene in einem literarischen Text auftreten, geht es eben darin nicht nur um »normale« Themen wie Liebe, Natur oder Tod, sondern auch um etwas Literarisches oder im weiteren Sinne Kunstmäßiges. Und auch wenn eine Kunst auf eine andere Bezug nimmt, ist das Selbstreferenzialität.



Musik und Malerei sind die Künste, zu denen literarische Texte besonders gerne intermediale Beziehungen herstellen. »Horch, von fern ein leiser Harfenton!« (**Eduard Mörike**, *Er ists*) ist ein Beispiel für literarisierte Musik und noch klarer ist der Fall, wenn ein Gedicht wie *Das Lächeln der Mona Lisa* von **Kurt Tucholsky** direkt auf ein Gemälde bezogen ist. Aber auch andere Künste werden in literarischen Texten aufgegriffen, zum Beispiel die Bildhauerei: Bei **Joseph Freiherr von Eichendorffs** Novelle *Das Marmorbild* und **Conrad Ferdinand Meyers** Erzählgedicht *Der Marmorknabe* wird die Intermedialität schon im Titel deutlich.

Der Reiz fremder Formen

Auch das dritte wichtige Erkennungsmerkmal von Literatur ist im und am Text zu beobachten: die Formverfremdung (auch Normabweichung genannt). Darunter versteht man alle sprachlichen und formalen Besonderheiten, in denen sich literarische von anderen Texten unterscheiden. Das Schöne, Kunstvolle und Spielerische drängt die »normale« Kommunikations- und Mitteilungsfunktion der Sprache in den Hintergrund. Die Sprache bekommt einen Eigenwert und funktioniert nach anderen Gesetzmäßigkeiten. Was wir gemeinhin als Poesie oder Dichtung bezeichnen, ist zu einem beträchtlichen Maße von dieser Andersartigkeit der Sprache abhängig. Die poetischen Eigenschaften eines Textes werden mit dem Fachfremdwort »Poetizität« zusammengefasst.

Experiment und Regellosigkeit

Extreme Fälle von Formverfremdung sind die klanglichen und grafischen Experimente, die Autoren wie **Hugo Ball** und **Kurt Schwitters** im Dadaismus hervorgebracht haben. Man könnte ihnen noch die Werke der späteren »Konkreten Poesie« zur Seite stellen, wie etwa **Ernst Jandls** Laut- oder Sprechgedicht *schtzngrmm* (1957), dessen Thema Sie wahrscheinlich trotz der fehlenden Vokale aufgrund seines Titels erraten können.

Aber auch in weniger krassen Fällen gilt, dass literarische Sprache grundsätzlich anders tickt als die gewohnte Alltagssprache: Da kommen manchmal monströs lange und komplizierte Sätze auf Sie zu, da wird die Subjekt-Prädikat-Objekt-Reihenfolge nicht eingehalten (Fachbegriff: Inversion), da wird in merkwürdig abgehackten Versen geschrieben statt in der gewohnten Fließtextprosa, da wird weggelassen und abgeändert, da werden die Rechtschreibung und die Zeichensetzung frei gehandhabt. Es herrscht die reinste Anarchie!



Im Rahmen der poetischen »Phormfairvremdung« werden auch gänzlich neue Wörter (Neologismen) erfunden. Auf »Knabenmorgenblüenträume« stoßen Sie in einer frühen Fassung von **Goethes** revolutionärem *Prometheus* und in **Friedrich Hölderlins** Gedicht *Hälfte des Lebens* tunken die Schwäne ihr Haupt ins »heilignüchterne« Wasser. Was wohl das *Nasobēm* **Christian Morgensterns**, ein reines Fantasietier, dazu sagen würde?

Literatur als Anagramm

»Rutaretil«, antwortete einmal eine Studentin, als ich die Aufgabe stellte: Formulieren Sie den Satz »Literatur ist ...« zu Ende! Ihre Antwort war nicht nur kreativ, sondern auch schlau, denn indem sie die Buchstaben des Wortes Literatur in umgekehrter Reihenfolge aneinanderreihete, verfremdete sie die Form und schuf ein Anagramm. Dass Rutaretil in Helmut Kraussers Roman *Thanatos* als Droge vorkommt, wusste ich damals nicht. Das habe ich erst vom Fachkorrektor dieses Buches gelernt. Anagramme sind Wörter oder Sätze, die durch die Umstellung der Buchstaben von anderen Wörtern oder Sätzen entstehen. Eine solche Umstellung kann einen neuen Sinn ergeben, muss aber nicht. Manchmal wird sie als Mittel der Verschlüsselung bei Codenamen und Pseudonymen angewendet. Ein Anagramm war zum Beispiel auch das Pseudonym des heute weniger bekannten Schriftstellers **Salomo Friedlaender**, der seine Texte nicht anonym, sondern unter dem schönen Namen **Myrona** veröffentlichte. Und jetzt lesen Sie den mal von hinten! Manche Experten sind sogar

der Ansicht, dass Literatur generell etwas Anagrammatisches an sich hat: Sie enthält immer auch eine gewisse spielerische Umstellung und Verrätselung.

Nicht zu vergessen sind die sprachlichen Tricks und Effekte, die unter dem altmodischen Begriff »Stilmittel« zusammengefasst werden. Gerade in Gedichten und anderen Verstexten kommt die Verfremdung besonders geballt auf Sie zu, vor allem, wenn die höchste Stilebene gewählt wird: Versform, Versmaß, abweichende Syntax, Reime und weitere Zutaten verbinden sich zu einem dichten kunstvollen Gebilde. Würden Sie morgens beim Frühstück mit Ihren Liebsten so reden wie **Schillers** *Maria Stuart* (1800) oder der Erzähler in **Thomas Manns** *Der Zauberberg* (1924), dann würden Sie wahrscheinlich auf Befremden stoßen.

Literatur kann abfärben

Neben den drei inneren – hauptsächlich formalen – Faktoren der Fiktion, Selbstreferenzialität und Formverfremdung gibt es auch noch drei äußere – im weiteren Sinne soziale – Kriterien, durch die Literatur zu dem wird, was sie ist: Kontextmarkierung, Normbestimmtheit und Ideologiekritik. Das klingt alles viel gefährlicher als es ist und ich kann Ihnen diese äußeren Eigenschaften sogar etwas zügiger erklären, als das bei den inneren möglich war.

Mit der Kontextmarkierung, dem vierten Kriterium zur Bestimmung von Literatur, ist gemeint, dass ein Text auch durch sein Drumherum »literarisiert« werden kann und sich diesem dann anpasst wie ein Chamäleon seiner Umgebung. So wird zum Beispiel ein nichtliterarisches Kochrezept über Königsberger Klopse zu Literatur, wenn der Autor **Johannes Mario Simmel** es in seinen Unterhaltungsroman *Es muss nicht immer Kaviar sein* (1960) integriert.



Auch die Form der Veröffentlichung, zum Beispiel in einem Verlag, der für sein literarisches Programm bekannt ist, oder in einem bestimmten Design kann auf einen Text abfärben und ihn »literarisieren«. Dem österreichischen Nobelpreisträger **Peter Handke** gelang es sogar, *Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.1.1968* zu Literatur zu machen, indem er sie als unverändertes »Readymade« (»Fertigware«) in sein Buch *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* (1969) aufnahm.

Instrument und Objekt der Macht

Der Begriff »Normbestimmtheit« besagt, dass Literatur auch durch verschiedene soziale Kräfte und Machtinstanzen in ihrem literarischen Charakter definiert und bestärkt wird. Wenn die wissenschaftliche Forschung sich mit einem Autor und seinen Texten beschäftigt, ist das Literatur. Wenn der Lehrplan einen Text zur Pflichtlektüre an den Schulen erklärt, wird er dadurch in besonderem Maße zu Literatur. Wenn die Literaturkritiker der Zeitungen oder des Fernsehens einen Text präsentieren, verstärkt das seine Literarizität.



Welche Texte in den Kanon, das heißt die verbindlichen Leselisten der Schulen und Universitäten, aufgenommen werden, entscheiden einerseits Literaturwissenschaftler und Pädagogen und andererseits Politiker und Literaturkritiker. Was das Kultusministerium für den Lehrplan des Gymnasiums als Pflichtlektüre

vorsieht, darf getrost als kanonisch angesehen werden. Wer als Autor einen der renommierten Literaturpreise erhält (zum Beispiel den Georg-Büchner-Preis, den Ingeborg-Bachmann-Preis oder den Deutschen Buchpreis), hat schon einen ersten Schritt zur Kanonisierung hinter sich. Dieses Fremdwort übersetzt man im theologischen Sprachgebrauch übrigens auch mit »Heiligsprechung«. Aber Wunder sollten wir von diesen Büchern trotzdem nicht erwarten.

Die Entscheidung, ob ein Text nun besonders literarisch und lesenswert ist oder nicht, unterliegt auch Geschmäckern, Moden, veränderten Bewusstseinszuständen und Beurteilungsgrundlagen. So war zum Beispiel der Autor **Karl May**, den Sie vielleicht durch seine verfilmten *Winnetou*-Romane oder Michael »Bully« Herbig's Parodie *Der Schuh des Manitu* kennen, lange Zeit nicht salonfähig und wurde als reiner Unterhaltungsautor eingestuft. So was liest man doch nicht an der Uni! Auch wenn Karl May bis zum heutigen Tag nicht den Weg in eine seriöse Leseliste gefunden hat, so gibt es doch seit einiger Zeit eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Forschung zu diesem Autor und seinem Werk.

Kriterien der Kanonisierung

Bei der Aufnahme in den Kanon handelt es sich um ein von Fachleuten getroffenes, begründbares Werturteil. Sie unterstellen einem Text eine besondere Meisterschaft, Mustergültigkeit und Abgerundetheit (»Ein Klassiker!«) und eine besondere Bedeutung (»Ein bedeutendes Werk!«). Diese Besonderheit kann auch in der Eigenständigkeit, der thematischen wie formalen und sprachlichen Originalität oder im hohen Innovationsfaktor liegen. Oftmals besitzen diese Texte zeitlose Gültigkeit und haben ihren Lesern heute genauso viel zu sagen wie vor vielen Jahren, als sie entstanden. Sie sind repräsentative Zeit- und Kulturdokumente und weisen eine produktive Rezeptionsgeschichte auf. Weil sich dies erst im zeitlichen Abstand beurteilen lässt, ist es kaum möglich, einen Kanon der Gegenwartsliteratur zu erstellen. Fast alle Werke des Kanons und der Leselisten zeichnen sich durch einen konstruktiven Traditionsbezug aus. Eine schöne Devise, deren Urheber unbekannt ist, besagt: »Tradition ist die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche.«

Denkweisen und Weltbilder

Das sechste und letzte Kriterium, die Ideologiekritik, ist eine besonders wichtige Eigenschaft und Leistung von Literatur. Hier geht es vor allem um ihre Wirkung auf die Leser. Allerdings ist mit Kritik nicht Ablehnung oder Herummeckern, sondern eine Diskussion gemeint, die das Einerseits und das Andererseits abwägt. Und den Begriff »Ideologie« dürfen Sie hier nicht allein in seinem ursprünglich politischen Sinn verstehen. Übersetzen Sie ihn am besten mit »Denkweise«, und solche Denkweisen besitzt ja nun wirklich jeder: Sie wurden uns durch Schule und Erziehung vermittelt, wir haben sie selbst mitgestaltet und unsere Lebenserfahrungen haben sie herausgebildet. Es sind vor allem die großen Themen wie Liebe, Natur und Tod, bei denen sich unsere Denkweisen unterscheiden, aber auch kleinere aktuelle Ereignisse und Erscheinungen. »Weltbild« ist ebenfalls eine schöne Übersetzung dafür.

Von dem französischen Schriftsteller und Maler **Francis Picabia** ist der Ausspruch überliefert: »Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann.« Schon wieder ein Maler, der etwas Schlaues gesagt hat! Genau darum geht es bei der Ideologiekritik: Literarische Texte besitzen die Fähigkeit, auf die menschlichen Denkweisen einzuwirken, sie auf die Probe zu stellen, sie weiterzuentwickeln und zu verändern. Im Kleinen wie im Großen. Kaum lesen Sie ein Buch, schon sind Sie nicht mehr, was Sie vorher waren. Manche Bücher können Ihr Leben verändern. Sie lassen sich von einem Lied oder Gedicht verzaubern oder kommen aus einer Theateraufführung anders heraus, als Sie hineingegangen waren. Manchmal ist es nur ein einziger Vers oder Satz eines Denkers und Dichters, der Ihnen zur Leitschnur wird und Sie auf neue Wege führt: »Du mußt dein Leben ändern« (Rilke).

Inneres und Äußeres im Wechselspiel

Zwischen den äußeren und den inneren Merkmalen gibt es eine Art Wechselwirkung: Die inneren Eigenschaften der Literarizität können die Voraussetzung dafür sein, dass die äußeren zur Entfaltung kommen. Je fiktionaler, formverfremdeter und selbstreferenzieller ein Text sich zeigt, desto leichter wird er als Literatur angesehen, mit Preisen bedacht und beeinflusst das Denken der Menschen. Aber auch umgekehrt kann ein Literaturpreis, die Publikation in einem berühmten Verlag oder die leidenschaftliche öffentliche Diskussion über einen Text ihm dazu verhelfen, als Literatur mit all ihren fiktionalen, verfremdeten und selbstbezogenen Seiten wahrgenommen zu werden.

Sie können also das Phänomen Literatur an sechs Merkmalen festmachen:

- ✓ Fiktionalität
- ✓ Selbstreferenzialität
- ✓ Formverfremdung
- ✓ Kontextmarkierung
- ✓ Normbestimmtheit
- ✓ Ideologiekritik

Mit diesen Erkennungsmerkmalen haben Sie die Möglichkeit, einen x-beliebigen Text auf seine Literarizität hin zu befragen. Nicht immer werden Sie alle diese Eigenschaften an einem Text erkennen, aber auch negative Befunde haben eine Aussagekraft. Übrigens verdanke ich diese Zusammenstellung von Kriterien dem Literaturwissenschaftler Roland Borgards, der sie auf ähnliche Weise in einer Vorlesung über »Grundbegriffe der Germanistik« vermittelt hat.

Literaturwissenschaft im Quadrat

Zugegeben: Abbildung 1.1 erinnert ein wenig an eine Waschmaschine, aber Literatur ist eben nicht nur eine runde Sache, sondern hat auch ihre Ecken und Kanten. In einer »Quadratur des Kreises« zeigt Ihnen die Abbildung, was in der Literaturwissenschaft so alles auf Sie zukommt.

Ein Zusammenspiel vieler Faktoren

Der literarische Text (hier ein Kreis) steht im Zentrum und wirft verschiedene Fragen auf. Der Text steht in einem historischen Zusammenhang (oder Kontext, hier ein Quadrat), der sich in die Bereiche Autor, Leser, Epoche und Gattung gliedern lässt. Epochen sind literaturgeschichtliche Zeitabschnitte mit vorherrschenden Themen und Denkweisen, aber auch mit sich wiederholenden sprachlich-stilistischen Merkmalen. Sie sind untrennbar mit allgemeiner Zeit- und Sozialgeschichte sowie Kunst- und Ideengeschichte verbunden. Unter Gattungen versteht man verschiedene Ausprägungen von Literatur, die man grob in Drama, Epik und Lyrik und dann noch einmal fein in Untergattungen wie Komödie, Novelle und Sonett einteilen kann.

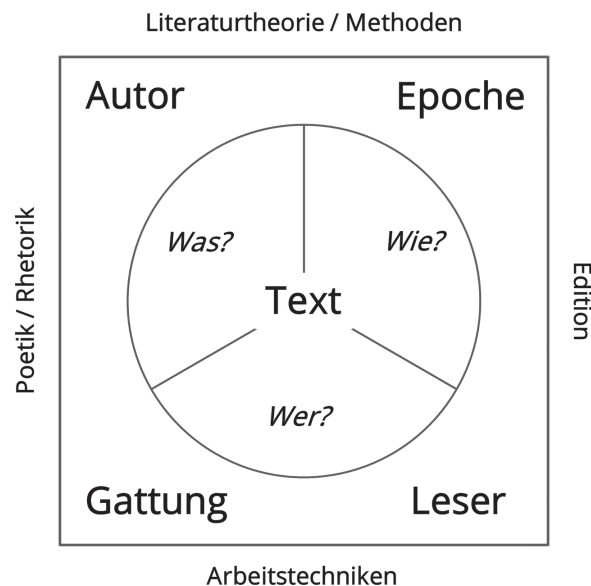


Abbildung 1.1: Literaturwissenschaft als Quadratur des Kreises

Die meiste Zeit Ihres Studiums werden Sie mit dem Inhalt des Kreises und des ihn umgebenden Quadrats beschäftigt sein, allerdings nicht losgelöst von den vier abstrakteren Rahmenbedingungen, die am äußeren Rand vermerkt sind. Literaturwissenschaftliche Methoden sind unterschiedliche Interessen und Vorgehensweisen im Umgang mit Literatur. Sie sind eng mit verschiedenen Vorstellungen von Literatur verbunden. Und auch mit der Poetik, denn darunter versteht man die seit der Antike betriebene Lehre vom Wesen, Sinn und Zweck der Dichtung. Dagegen ist Rhetorik die ebenfalls schon im Altertum gepflegte Kunst des Redenhaltens. Nahezu alle sprachlichen Tricks und Effekte der Schriftsteller haben darin ihren Ursprung. Die Edition ist für die Lebensgrundlage der Literaturwissenschaft verantwortlich, denn sie sorgt für zuverlässige und authentische Textausgaben. Standardisierte Arbeitstechniken schließlich sind unumgänglich, um eine seriöse Wissenschaftlichkeit zu gewährleisten. Sie ähneln dem Dresscode bei einer großen Feier: Es gibt da ein paar Vorgaben, an die sich alle halten müssen, wenn sie nicht unangenehm auffallen oder sich lächerlich machen wollen.